

**Grusswort am Dankes Anlass der Evangelischen Allianz
aus Anlass des Jubiläums 500 Jahre Appenzell in der Eidgenossenschaft
Zeughausplatz Teufen 17. August 2013**

Pfr. Dr. Bernhard Rothen, Hundwil, Präsident der Stiftung Bruder Klaus

Sehr verehrte Frau Landamman, werte Ehrengäste, liebe festliche Gemeinde!

Mir als einem etwas Aussenstehenden erscheint das Appenzellerland mit seinen Hügeln und Tobeln wie eine kleine Schweiz in der Schweiz. Das Land nährt die Menschen – aber nur, wenn sie geschickt und beharrlich am Werk sind. Man lebt zerstreut, das fordert und fördert ein hohes Mass an Selbständigkeit – und Eigensinn. Es ist nicht weiter erstaunlich, dass in einem solchen Land der Wunsch erwacht ist, das Schicksal in die eigene Hand zu nehmen, unabhängig von geistig-geistlichen Vorschriften und ohne die Pflicht, allzu viele Abgaben in die Stadt schicken zu müssen.

Umso erstaunlicher ist es, dass wir heute trotzdem nicht die Befreiung, sondern den „Beitritt“ der Appenzeller zur Eidgenossenschaft feiern, also die Einbindung in eine neue Abhängigkeit.

Die Appenzeller mussten ja die Eidgenossen direkt anflehen, sie mussten demütig bitten, und sie waren von den Eidgenossen nach dem Klosterbruch von Rorschach auch gedemütigt und hart zurückgebunden worden. Warum war es ihnen trotzdem so wichtig, ein Glied dieses Bundes zu werden? Hundert Jahre lang haben sie sich darum bemüht. Im Jahr 1501, dann wieder in den Jahren 1510 und 1512 haben sie vergeblich um Aufnahme gebeten. Erst im Dezember 1513 wurde (wie nebenbei) ihre Bitte erhört.

Warum feiern wir jetzt diese Einbindung?

Jeder Schweizer weiss: Zuerst einmal ging es natürlich ums Geld. Die Appenzeller wollten vollberechtigt Anteil bekommen an dem, was die Eidgenossen durch ihre Kriegsdienste und Soldverträge verdienten. Dieses Geld war bitter nötig, um sich freizukaufen von den letzten Abhängigkeiten vom St. Galler Abt. Aber darüber hinaus (und das weiss nicht jeder Schweizer) war für jeden vernünftigen Menschen klar: Ein kleines Bauernvolk konnte in der europäischen Völkerwelt seinen Platz nur behaupten, wenn ihm zum Beispiel die Berner Adelsfamilien mit ihren Beziehungen und ihren diplomatischen Fähigkeiten zu Hilfe kamen. Auch die Appenzeller waren angewiesen auf die Regulative der städtischen Kultur, ohne die damals wie heute kein Handel möglich wäre. So gesehen war es besser, den Abt, der alte Rechtsansprüche besass, zu ersetzen durch den Schultheissen von Luzern und den Bürgermeister von Zürich, die weiter weg und zudem ihrerseits auch zurückgebunden waren von vielen Abhängigkeiten.

Die Eidgenossenschaft bot Platz in einem Bündnissystem, das nur sehr rudimentär politisch handlungsfähig war. Es war vergleichsweise schwach, weil es Einstimmigkeit voraussetzte, den einzelnen Gliedern ihre Freiheiten liess und den Landorte ein grosses Gewicht zugestand. Dieser politisch schwache Rahmen gab den Appenzellern die Möglichkeit, ihre Lebensaufgaben sehr eigenverantwortlich anzugehen.

Genötigt und gezwungen wurden die Menschen natürlich weiterhin – doch nun eben vordringlich durch das, was die Natur und das Leben selbst fordern, und nur in zweiter Linie durch das, was diplomatische Verfahren und fürsorgliche Vorschriften ins Leben bringen. Jeder, der offene Augen und geschickte Hände hatte, konnte mit eigener Fantasie und eigenem Forscherdrang, beweglich und einsatzfreudig selber eingehen auf das, was die wechselnden Zeiten forderten. Das hat die eidgenössische und in ihr die appenzellische Lebensart trotz aller Bedrängnisse zu einer Erfolgsgeschichte gemacht.

* * *

Wenn an dieser Stelle ein Theologe und nicht ein Historiker reden und wenn ich uns also klarmachen soll, warum wir für diesen Gang der Geschichte nicht nur dem Schicksal, sondern dem Gott der Bibel danken sollen, dann möchte ich zwei Aspekte herausstellen.

Als Erstes: Der Gott der Bibel hat sein Volk Israel aus der Sklaverei in Ägypten geführt. Dieser Gott will am Ende nicht Knechte, die ihm dienen, sondern Kinder, die in aller Freiheit das ewige Leben mit ihm teilen. Das ist sein hohes Ziel, mit dem er über die Jahrhunderte hin die Völker durch blutige Katastrophen und glückliche Friedenszeiten führt. Je und je ruft er Menschen, redet zu ihnen und verleiht ihnen durch sein Wort die Freiheit, ihm zu glauben.

Die politische Ordnung der Schweiz nötigt dazu, miteinander zu reden und durch ein offenes, geduldiges Hören auf die unterschiedlichen Lebenswelten einzugehen. Das *kann* (wenn es gut geht) dazu beitragen, dass Menschen ungezwungen und frei Anteil nehmen am Wohl und Weh der anderen. Ohne äussere Nötigung, nur durch das Wort, werden sie einbezogen in fremde Lebensaufgaben. Das kann eine ewig gute Frucht bringen. Anschaulich fassbar wird das, wenn Menschen in dieser Weise aufeinander hören und dann dementsprechend auf eine besonders nachdenkliche, feingliedrige und weit gestreute Art beten, engagiert und doch mit einem grossen Respekt vor der Vielfalt des Lebens. Ich persönlich denke, dass unser Land bis heute von solchen Gebeten getragen wird und dass davon eine stille, machtvoll versöhnende Kraft ausgeht, auch wenn das – wie das die Natur des rechten Betens fordert – sehr im Verborgenen geschieht (Matthäus 6,5.6).

Zum anderen ersetzt die Eidgenossenschaft die Abhängigkeit von Fürsten und professionelle Verwalter durch eine gemeinsame Verantwortung für einen gemeinsamen Besitz. Der genossenschaftliche Gedanken hat seinen Ursprung in der Bibel. Die Apostelgeschichte erzählt, wie die junge Gemeinschaft der Gläubigen allen Besitz gemeinsam hatte, und wie sie den Umgang mit diesem gemeinsamen Gut dann nach und nach organisieren musste, weil jede Gemeinschaft zu kämpfen hat mit dem Neid und Misstrauen (Kapitel 2,44-47; 4,32-35 und 6,1-7).

Die Genossenschaft bietet die Möglichkeit, dass wir die Freiheit der Gotteskinder nicht nur in der Theorie verkünden, sondern vor Ort einüben. Wir lernen, was es heisst, so zu lieben, wie Gott liebt. Wir lernen die Menschen kennen, wie sie sind: Oft dankbar, fröhlich und hilfsbereit, oft aber auch griesgrämig, selbstgerecht, schlaumeierisch, so dass sie die Vorteile der Gemeinschaft für sich zu nutzen und die Lasten möglichst den anderen zuzuschieben versuchen. Umso kostbarer ist es, wenn sich die Liebe auch in einem solchen genossenschaftlich freien Rahmen eine Bahn bricht.

* * *

Zusammenfassend gesagt: Eine Genossenschaft besteht nicht durch einen obrigkeitlichen Zwang, sondern durch Einsicht und Dienstbereitschaft und kann so eine Schule der Liebe sein, die ungezwungen am Werk ist. Das schafft und schenkt – gerade in all dem, was dabei mühsam ist – einen Frieden, der sich nicht als eine tödliche Ruhe auf das Leben legt, aber auch nicht aus lauter faulen Kompromissen zu stinken beginnt. Vielmehr wächst so der Friede, der wirklich (wie wir jetzt dann singen werden) „edel“ ist, ein Friede, der in einer freien, geduldigen Liebe zu seiner Vollendung kommt.

Nun danket alle Gott
mit Herzen, Mund und Händen.
Der große Dinge tut
an uns und allen Enden,
Der uns von Mutterleib
und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu gut
bis hierher hat getan.

Der ewig reiche Gott
woll uns in unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
und edlen Frieden geben
Und uns in seiner Gnad
erhalten fort und fort
Und uns aus aller Not
erlösen hier und dort.